

Cyrano de Bergerac.

Roman von Jules Verne.

(5. Fortsetzung.)

Le Bret zuckte die Achseln und erwiderte in rauhem Tone:

„Charles, Sie führen da recht hübsche Reden; Cyrano denkt an das Geld ebenso wenig als ich.“

Dann wandte sich der junge Mann zu den anderen und fuhr fort:

„Obwohl Cyrano immer in Selbstverleugung ist — denn Ihr wißt, sein Vater hält ihn knapp — gab er doch einen Beweis von Uneigennützigkeit, den ich für meinen Teil von Herzen bewundere. Er hatte in seiner Heimat Bergerac eine Jugendfreundin, eine Base wiedergesunden, die mit ihm zusammen erzogen worden war.“

Das junge Mädchen war der Verzeihung nahe, denn sie liebte einen jungen Mann, der sie heimzuführen wollte, doch die Eltern davor, reiche, aber eigensinnige Geizhalse, wollten nichts davon hören, sondern nur ein Mädchen zur Schwiegertochter annehmen, welches mindestens 100,000 Francs besaß. Nun aber hatte die Base Saviniens nichts weiter zu Mittag, als ihre Schönheit und ihre Liebe. Cyrano durchsah sich das Testament seines Onkels noch einmal; der Greis hatte seinem Vermächtniß keine Bedingung beigefügt, sondern als braver Mann einfach geschrieben:

„Ich hinterlasse meinem Neffen mein Vermögen und empfehle ihm, einen guten und ehrenhaften Gebrauch davon zu machen.“

Cyrano fasste schnell seinen Entschluß, er wollte zwei Menschen glücklich machen, und so beklommte er denn die 100,000 Francs zur Verfügung seiner Base, so daß ihm von der ganzen Erbschaft kein Pfennig übrig blieb. Doch die kleine Cousine ist jetzt glückselig verheiratet und ihrem glücklichen Bettler von ganzem Herzen dankbar.

„Das ist ein herrlicher Zug,“ rief Saint-Amant, „doch er überrascht mich von Seiten unseres Gascogners gar nicht, denn er ist ein braves Herz!“

Dann erhob er seinen riesigen Beger und rief: „Meine Freunde, laßt uns auf die Gesundheit Cyrano's trinken!“

Alle Gläser streckten sich dem feigen entgegen; beglückseligt trafen sie sich einander an, bis plötzlich eine Stimme tief:

„Da ist er ja!“

Die Augen aller Anwesenden wandten sich der Thür zu, in der eine Gestalt erschienen war, und blieb, mit schweißgebadetem Antlitz und befeuchteten Kleidern hielt Cyrano seinen Eingang in die Schänke. Le Bret war bereits auf seinen Freund zugetreten und umarmte ihn brüderlich, während Saint-Amant schrie:

„Ich heiße unsern Freund Cyrano von Herzen willkommen!“

Der junge Mann schüttelte allen die Hände und antwortete, so gut er konnte, auf die Worte seiner Freunde. Allerdings fühlte er sich glücklich, sich in dieser liebevollen und herzlichen Weise aufgenommen zu sehen, und doch war es ihm eine wirkliche Erleichterung, sich allein in einer Ecke des Saales mit seinem treuesten Freunde unterhalten zu können. Das Fieber brannte ihm an den Schläfen, und seine Schulter verursachte ihm furchtbare Schmerzen.

Die anderen hatten wieder ihre Sätze eingenommen, um die durch den Eintritt Cyrano's unterbrochene Unterhaltung wieder aufzunehmen, und als dieser sah, daß er ungeduldet sprechen konnte, waren seine ersten Worte: „Ich komme von der Place Royale...“

Diane war nicht dort...

Le Bret sah ihn an und fragte verwundert:

„Worauf hoffst du denn?“

„Sie zu sehen! Konnte ich nach so langer Abwesenheit einen anderen Wunsch, einen anderen Gedanken haben?“

„Du hast also den Brief nicht erhalten, in dem ich dir mittheilte...“

„Was?“

„Das Kräulein von Luce sich in Saint-Germain befindet.“

„Nein, ... und ohne den Portier der Frau von Bonvalais würde ich es auch jetzt noch nicht wissen.“

„Das ist selbst!“

„Kann sein, aber es ist einmal so; doch da die Damen in Saint-Germain sind, so bleibt mir nichts weiter übrig, als so schnell wie möglich aufzubrechen.“

„Die Damen? nein, nur die Nichte!“

„Und die Gräfin?“

„Diane am Hofe?“ rief er, und finstere Visionen traten vor sein geistiges Auge.

Man hatte ihm eben eine Schüssel voll der appetitlichsten Gerichte hingestellt, doch er sah nur die Kräfte, die dabei stand, und um das Fieber, das ihn verzehrte, zu täubeln, rief er mehrere Gläser des schäumenden Weines hinunter.

Anzwischen waren mehrere Bediente in den großen Saal getreten, die von einem Tisch zum andern gingen, und den Gästen die Hände schüttelten. Einer derselben war an dem Tische stehen geblieben, an dem Cyrano's Freunde saßen. Es war ein geschmeidiger junger Mann mit selbstgefälliger Miene.

„Ich komme von Saint-Germain“, erklärte er.

„So was giebt's denn dort neues, Labernat?“ fragte eine Stimme.

„Lustige Dinge!“

„Wie immer!“

„Aber auch ernste...“

„Nicht möglich!“

„Man sagt,“ fuhr der Edelmann fort, „man sagt, daß die Spanier...“

„Der Kienapel?“ war ein Ort, wo man sich aus Traditionen das Recht ausgab, alles zu sagen, und selbst die Hoflinge vergaßen hier allen Zwang.

Was Labernat sagte, mußte in der That sehr ernst sein, denn er hatte die Stimme gefestigt, und man hörte nur ein Gemurre, aus welchem von Zeit zu Zeit einige Worte herausklangen:

„Verschöndern...“ der Kardinal...

... die Spanier... der Bruder des Königs...

Schließlich fuhr der Edelmann lachend in lautem Tone fort: „Wer mehr wissen will, mag sich an Frontalitz wenden.“

„Wie sollte der Marquis mit im Komplott sein?“

„Man sagt es...“

Bei diesem Namen hatte Cyrano das Ohr gespitzt, denn er erinnerte ihn an den Zwischenfall in Croix-de-Berny, und der junge Mann fragte sich, ob er vielleicht schon jetzt über seinen Gegner etwas genaueres erfahren sollte.

Doch die Unterhaltung schweifete ab, und Labernat fuhr fort:

„Man sagt allerdings jetzt so vielerlei... Siebt es doch sogar Leute, welche bezweifeln, die Königin wäre die Mutter des Dauphin!“

„Ach, warum nicht gar!“

„Es ist aber doch so!“

„Sollten Sie auch derselben Meinung wie die Zweifler sein?“

„Wenn ich aufrichtig sein soll, so bin ich von den Enthüllungen, die mir gemacht wurden, sehr erschüttert!“

„D. erzählen Sie doch!“

Labernat ließ sich nicht bitten; soeben hatte er kluger Weise die Stimme geöffnet, denn es war ja von dem Kardinal, vor dem alles zitterte, die Rede gewesen; jetzt aber, da es sich nur um die Königin handelte, konnte man sprechen, und so beugte sich Labernat über den Tisch und sagte:

„Nun denn, meine Herren, wenn ich jemandem glauben darf, der über selbst geheime Dinge, die am Hofe passieren, genau unterrichtet ist, so soll in den Ahnen des Dauphin kein Tröpfchen königlichen Blutes fließen!“

Lautes Geschrei erhob sich:

„Aber das ist ja Unsinn!“

„Das ist toll!“

„Baarer Wahnsinn!“

„Die Erfindung ist grotesk!“

„Man hat Sie gefoppt, mein armer Labernat!“

Der Edelmann ließ diese Fluth flammender Proteste ruhig vorbeiziehen; er nahm einen Sessel, ließ sich bequem darauf nieder, dann kreuzte er die Beine, strich seinen Schnurrbart und wartete. Ein Lächeln des Spottes schwebte noch immer auf seinen Lippen, und als sich die Aufregung endlich beruhigt hatte, fuhr er fort:

„Man geht sogar noch weiter, man nennt auch den Namen der eigentlichen Mutter.“

„Der soll das sein?“

„Eine der Ehrenbamen der Königin!“

Der Edelmann unterbrach sich, denn als geschickter Erzähler machte er sich ein Vergnügen daraus, die Neugier seiner Zuhörer zu reizen, bis er endlich mit halblauter Stimme, aber durchaus klar und deutlich, die Worte hinwarf:

„Fräulein Diane de Luce!“

Ein wilder, heiserer Schrei ertönte, und Labernat hatte kaum den Namen ausgesprochen, als zwei Hände sich wüthend um seinen Hals schloffen.

„Diese infame Verleumdung sollst du büßen!“ brüllte Cyrano, und außer sich, wahrhaftig vor Schmerz und Wuth, drückte der Unglückliche auf die Schultern des Hoflings, bis dieser in die Kniee sank.

„Auf die Kniee, auf die Kniee,“ rief er mit schreierischer Stimme, „bitte um Gnade, wo Freigling; bitte das schöne junge Mädchen um Verzeihung, das du mit deiner Verleumdung beschmutzen wolltest!“

Seine Finäer drückten immer stärker, das Gesicht des jungen Hoflings verzerrte sich, die Augen traten ihm aus den Höhlen, und auf den Wangen breitete sich ein violetter Fleck aus. Man wollte ihm den Unglücklichen ent-

reißen, doch er sah nichts als den Belaidiger Dianas; er hörte nichts und hatte kein weiteres Bestreben, als die zu rächen, die er liebte.

Der Edelmann war verloren; doch plötzlich legte sich die wüthende Umschlingung der Hände von selbst. Cyrano war leidend geworden, seine Augen schlossen sich, und plösch laut er wie eine warme Wasse auf die Viele der Schänke nieder, während sich auf dem dunklen Stoffe seines Wammes zwei breite Blutsflecke, der eine an der Brust, der andere an der Schulter abzeichneten, die jeden Augenblick stärker wurden.

10. Capitel.

„Zum Teufel, wo bin ich?“

Cyrano hatte eben die Augen geöffnet; er lag in einem Bett, und als er die Blüthe unter schweißigen Liege, sah er sich in einem unbekanntem Zimmer, das von einer kleinen, sehr niedrig brennenden Lampe beleuchtet wurde.

Draußen war es finstere Nacht, und durch ein kleines Guckfenster sah man den bestirnten Himmel. Von neuem murmelte der Gascoigner:

„Wo ich bin, das sehe ich wohl — im Bett und Zimmer eines Gasthofes allem Anschein nach — doch ich würde etwas darum geben, zu erfahren, wie ich hierher gekommen bin...“

Ein dichter Schleier lagerte über seinem Gedächtniß, und der junge Mann fuhr fort:

„Sieh da! die Uhr von Saint-Paul! ich bin also noch in Bergerac! Ich glaube doch aber, diesen Ort verlassen zu haben?“

Einen Augenblick blieb er in tiefes Nachdenken versunken und sagte sich:

„Ach, bah, ich werde geträumt haben... Wenn ich nicht überhaupt jetzt noch träume, denn dieses unbekannt Zimmer...“

Eine lange Zeit blieb er auf dem Rücken liegen und bestete seine Augen zur Decke; dann richtete er sich plötzlich auf seinem Ellenbogen auf und sagte:

„Teufel! ich muß aber doch wissen, ob ich schlafe, ob ich wache, ob ich träume oder ob ich todt bin!“

Eine plötzliche Bewegung entriß ihm einen Schrei.

„Ach, die Schulter!... das beweist mir, daß ich noch am Leben bin!“

Diesmal geriff der Schleier seiner Erinnerung ein wenig; der Schmerz schien ihn auf den richtigen Weg geführt zu haben.

Er sah sich wie in einem Traum auf dem Bette liegen, doch plötzlich neigten sich zwei fremdliche Gestalten über ihn, die er deutlich erkannte; es waren Le Bret und Saint-Amant.

Dann fühlte er sich ohnmächtig werden; eine scharfe Sonne wühlte in dem Fleische seiner Schulter, dann nichts mehr, nichts als ein tieferer Schlummer, der von schmerzlichen und wirren Träumen gestört wurde.

Und jetzt fand er sich wieder hier und suchte seine Gedanken zu sammeln; doch aus dem Dunkel seiner Erinnerung ragte eine Vision hervor. Ein großer vom Mondenschein erhellter Weg, Schatten bewegten sich hin und her, ein Kampf findet statt, und er, Cyrano, schlägt sich allein, gegen eine ganze Legion von Soldaten.

Doch für wen schlug er sich denn? Ein neuer Schleier zerriß. Der angegriffene Wagen... eine Frau... Frau von Andigny... und ein Kind.

Die Gedankenäden knüpfen sich wieder zusammen, doch — seltsam! — sobald er einen der Vorfälle ergründen wollte, verschamm alles, um schließlich vollständig zu verschwinden.

Cyrano beschloß daher der normalen Ordnung der Umstände zu folgen; er sah sich wieder auf der Landstraße, von neuem durchlehte er die Scene von Croix-de-Berny; er dachte an den unverschämten Edelmann, an die Spanierin und an die Verabredung mit Percepin.

Da plötzlich stieß er einen Schrei aus; der arme Cyrano war bei dem schredlichen Epilog seiner Reise angelangt, und Thränen der Wuth und des Schmerzes stürzten ihm aus den Augen.

„Diane,“ murmelte er, „dich, die ich als das reinsten und schönste aller Geschöpfe anbetete, dich haben sie mit ihren Antlagen beschmutzt und beschudelt...“

Bald aber richtete er sich wieder auf und rief mit wieder stark gewordener Stimme aus:

„Nein, die Beleidigung dieser Ehrenbamen können sie nicht erreichen, und ich bin da, um sie zu vertheidigen und zu rächen!“

Er dachte nicht mehr an seine Wunden, er fühlte keine Schmerzen mehr; schon war er aus dem Bett gesprungen und sagte sich, während er sich in aller Eile ankleidete:

„Sie ist in Saint-Germain... allein unter den Intriguen und Schurkereien aller dieser Hofleute... sie bedarf meiner, ich eile auf der Stelle hin, und man so sehen, ob es gestattet ist, die Ehre einer Diane de Luce auch nur mit einem Argwohn zu beschmutzen.“

In diesem Augenblick ließ sich ein Geräusch vernehmen, ein heftiges Schnarchen, das die Anwesenheit des braven Jolivet zur Genüge anbeutete.

„Wo, zum Teufel, steckt die Schlafmütze?“ fragte sich der Gascoigner, und nachdem er das Zimmer durchsucht, bemerkte er ihn endlich in einem finsternen Winkel, wo der Lafai auf einer Truhe lag und fest schlief.

„Holla! auf!“ rief sein Herr, ihn heftig schüttelnd.

Das vollständige Erwachen ließ ziemlich lange auf sich warten, doch endlich richtete sich Jolivet auf, rieb sich die Lider und schlug die Augen auf.

„Sie!“ rief er verdutzt, „Sie, Herr Savinien?“

„Nun, gewiß!“

„Was?“

„Ich glaube, ja!“

„Angeleitet?“

„Du Dummkopf, wann bist du denn endlich mit deiner Verwunderung fertig?“

Doch Jolivet konnte vor Erstaunen nicht zu sich kommen und fuhr fort:

„Und ich schlief so ruhig und glaubte Sie dort...“

Dabei zeigte er auf das Bett.

„Wie du siehst, liege ich nicht mehr darin... doch genug des Geschwäzes, sage mir schnell, wo wir sind!“

„Im Kienapel!“

„Nicht möglich!“

„Ja... als Sie in dem großen Saal niedergelagert waren, brachten Sie Herr Le Bret und seine Freunde hierher!“

„Es ist gut,“ unterbrach Cyrano, „jetzt bepreise ich alles! Vorwärts!“

„Vorwärts? wir brechen wieder auf?“ fragte der arme Lafai.

„Auf der Stelle!“

„Aber, Herr, das geht doch nicht... Ihre Wunden...“

„Ich habe keine Zeit, daran zu denken!“

Jolivet warf einen verzweifelten Blick auf sein Lager; er hatte geahnt, hier ruhig die Nacht verbringen zu können, und nun mußte er von neuem irgend einem teuflischem Abenteuer nachlaufen. Schon im voraus schaukelte er, doch Cyrano ließ ihn nicht lange Zeit zu seinen Betrachtungen, sondern sagte:

„Auf, du Schlafmütze, schüttelte dich und komm nach dem Stall, um die Pferde zu füttern!“

Während dieser Worte war er nach der Thür geeilt, doch in demselben Augenblick prallte er bestürzt zurück und schrie wüthend:

„Vergeschlossen... von außen verschlossen! ich bin gefangen! doch halt, wir wollen sehen...“

Dabei begann er, mit Häufen und Füßen gegen die Thür zu donnern, bis sein Treiben einen lauten Wiederhall im Hause wedte. Doch der junge Mann hatte sein Ziel erreicht, denn eine Stimme ließ sich auf der anderen Seite der Thür vernehmen:

„Sind Sie es, Herr Cyrano, der diesen Kärm volführt?“

„Ja, ja, ich bin's!“

„Aber was wollen Sie denn?“ fragte der Wirth, denn dieser war es, der da sprach.

„Was ich will? hinaus will ich.“

„Hinaus?“

„Nun gewiß!“

„Unmöglich!“

„Unglückswirth, willst Du mich hier gefangen halten?“

„D nein, Herr Cyrano, ich bewache Sie ganz einfach!“

„Als Kei-emeißer...“

„Sie verleben mich nicht, ich will hinaus, ich wade über Sie...“

„Aber wider meinen Willen...“

„Im Nothfalle, ja, das erkläre ich Ihnen auch die verschlossene Thür...“

Bei diesen Worten konnte sich der Gascoigner nicht länger halten. „Hau!“ brüllte er, fügte von neuem nach der verschlossenen Thür und schlug mit Händen und Füßen darauf los; doch sie war fest und widerstand. Wieder ließ sich die Stimme des Wirthes hören:

„Ich bitte Sie, Herr Cyrano, bleiben Sie, nehmen Sie nur ein wenig Vernunft an, es ist ja zu Ihrem Besten... Sie sind verwundet, krank... sehen Sie wieder ins Bett!“

„Genug, ich befehle dir, mir zu öffnen.“

„Ich stehe in allen zu Ihren Diensten, nur nicht dazu; denn ich habe Befehl und werde mich hüten, ihn zu verletzen.“

„Befehl?“

„Von Ihren Freunden!“

„Also sind sie...“

„Wie?“

„Nach dem, was ich habe sagen hören...“

„Wiederhole, Crenet, wiederhole; was haben sie gesagt?“

„Nichts, Herr Cyrano; doch wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, so gehen Sie schnell wieder ins Bett, schlafen Sie und ruhen Sie sich bis morgen früh aus!“

Cyrano schweig ein Weilchen, dann verfeigte er:

„Nun gut, ich ergebe mich...“

„Ah, jetzt werden Sie vernünftig!“

„Ja, ich werde mich bis zur Rückkehr meiner Freunde gedulden!“

„Dann kann ich also hinuntergehen?“

„Gewiß, geh nur...“

„Sie bedürfen meiner Dienste nicht weiter?“

„Nein, nein, ich brauche nichts!“

„Ich gehe also, und folgen Sie meinem Rath, Herr Cyrano, legen Sie sich schnell wieder nieder.“

„Es ist gut, Crenet, ich lehre in mein Bett zurück!“

„Das laß ich mir gefallen; also gute Nacht und gute Ruhe, Herr Cyrano!“

„Gute Nacht, mein Freund!“

Man hörte die Schritte des Wirthes sich auf der Treppe entfernen. Der Gascoigner war einen Augenblick an der Thür stehen geblieben; er überlegte, und Jolivet sagte neue Hoffnungen; sein Herr hatte also für heute Nacht auf jeden tolen Streich verzichtet, und der Diener warf bereits einen freundlichen Blick auf sein Lager.

Aber Cyrano lehrte inzwischen langsam in die Mitte des Zimmers zurück und murmelte, auf- und abgehend:

„Le Bret und Saint-Amant... ich fürchte ihre freundschaftliche Befürsorgung...“

Dann fuhr er mit entschlossener Handbewegung fort:

„Ach, bah, wenn sich die Thür für sie einmal geöffnet hat, so werde ich einen Augenblick zu den Rücken wissen...“

Doch sofort unterbrach er sich:

„Nein, das wäre sowohl ihrer wie meiner unwürdig... es muß einen anderen Ausweg geben... Ah, dort das Guckfenster.“

Er eilte nach demselben, öffnete es und beugte sich hinaus.

Obwohl der Mond noch nicht aufgegangen war, so war die Nacht doch hell genug, um rings herum alles untersuchen zu können. Dächer, nichts als Dächer sah er vor sich!

„Die Hauptsache ist hier aus diesem Zimmer zu kommen,“ murmelte er vor sich hin... „durch die Dächer werde ich sicher zu einem Fenster kommen, das nach einer Treppe führt...“

„Hier einmal dort, so bin ich auch gerettet; ich erreiche die Straße...“

Jetzt aber überkam ihn ein Bedenken, und er fragte sich:

„Und was soll ich nachher anfangen? ohne Pferd und ohne Geld?“

Doch sein Zögern dauerte nicht lange:

„Ach, bah,“ fuhr er fort; „ich werde dann wenigstens in meinem Handel nicht gehindert sein; denn vor allem muß ich Diane so schnell als möglich sehen; ich muß sie vertheidigen und die Verleumdung niederschmettern... also vorwärts!“

Jolivet stieß einen Schrei des Entsetzens aus, sein Herr war verschwunden, und mit blöden Augen und verzerrtem Gesicht blickte der arme Teufel auf das kleine Fenster... sein Herr, sein armer Herr!... war er denn plötzlich toll geworden?... gewiß ein Wahnsinnsanfall... irgend eine teuflische Eingebung des Fiebers...

Doch in demselben Augenblick erschien das Gesicht des Gascogners wieder in dem Fensterrahmen und Cyrano sagte:

„Komme, Jolivet!“

Der brave Bursche fühlte, wie die Beine unter ihm zusammenbrachen... er sollte zur Nachtzeit auf den Dächern herumklettern? Aber das war ja der sichere Tod!

Doch Cyrano wiederholte ihm mit gebieterischer Stimme:

„Nun, Schlafmütze, siehst du nicht, daß ich auf dich warte?“

Den Tod in der Seele, ging der Diener auf das Fenster zu, als wenn er zum Galgen Schritte. Eine Hand streckte sich ihm entgegen; er klammerte sich an dieselbe an, und bald befand sich der Unglückliche in der dunkeln Nacht. Hinter ihm zeigte sich das Dach in sanfter Reigung, doch nach vorn öffnete sich ein breiter Schatten. Das war der Hof des Gasthauses. In der erschredten Phantasie des armen Teufels wurde er zu einem erblosigen Abgrund, und sich an den Dachziegeln festklammernd, umschlang er mit seinen Armen einen Kamin, der sich neben ihm abwärts aufzurichtete.

„O, Herr,“ stöhnte er, „wie werde ich Ihnen folgen können... beim ersten Schritt, den ich mache, lasse ich mich fallen... ich fühle es, ich bin davon überzeugt...“

„Nimm meine Hand, Dummkopf, ich werde dich führen!“

„Was ist denn wieder?“ fragte er. Doch der andere antwortete nicht; er lag der Länge nach auf dem Dach, hielt die Nase auf die Fiesel gedrückt und rührte sich nicht mehr.

Sein Herr schüttelte ihn heftig und rief:

„Nun, wirst du endlich sprechen?“

Zitternd stammelte der Gascoigner: „O, diese ungeheuren Riesen! diese schwarzen Gespenster im Feuernebel! sehen Sie denn nicht?“

„Riesen, Gespenster? Die Furcht macht dich ja toll!“

„Nein, Herr Savinien, ich habe sie ganz deutlich gesehen!“

Der Gascoigner brach in lautes Lachen aus. In diesem Augenblicke ging der Mond auf und erfüllte den Himmel mit feurigem Lichte, und Cyrano sah nun, daß es die dunklen Thürme von Notre-D